

**Zeitschrift:** Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde  
**Herausgeber:** Bernisches historisches Museum  
**Band:** 3 (1941)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Leidenstage einer besetzten Stadt : Briefe einer Bernerin aus dem Jahre 1798  
**Autor:** Gruner, Erich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-238987>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# LEIDENSTAGE EINER BESETZTEN STADT

BRIEFE EINER BERNERIN AUS DEM JAHRE 1798

Herausgegeben von Erich Gruner.

Vor mir liegen eine Anzahl Briefe aus den traurigsten Tagen des alten Bern. Als Dokument vergangener Unterdrückung sind sie in der Familie sorgfältig aufbewahrt worden. Sie sprechen eine deutliche Sprache von den Leiden und Gefahren der damaligen Kriegszeit und künden mit großer Eindrücklichkeit von der Schmach des stolzen Bern. Wir stehen in unsern Tagen dem traurigen Geschehen jener Jahre um so näher, als auch heute manche Stadt und manche Gegend ein ähnliches Schicksal hat wie Bern im Jahre 1798. Doch nur schwache Kunde dringt zu uns von den Quälereien und Demütigungen, die ein besetztes Land und die für eine Besatzungsarmee sorgende Bevölkerung zu erleiden haben. Eine kleine Notiz in der Zeitung deutet heute allerdings dem Einsichtigen an, daß ein ehemals freies Volk dieses und jenes seiner alten Rechte, diese oder jene alte Gepflogenheit zwangsweise hat aufgeben müssen. Schnell werden auch Bedürfnisse eines besiegten Volkes heruntergeschraubt. Denn warum soll es der Besiegte besser haben als der Sieger, der lange genug darbt. Heute wie damals das gleiche harte Schicksal.

Weshalb also eine Veröffentlichung dieser Briefe? Uns Schweizern ist dieses Kriegselend fremd. Wir sprechen allerdings oft davon, ohne dabei zu ahnen, was es alles mit sich bringt. Ein Weniges können diese Briefe vielleicht beitragen, um uns die rauhe Wirklichkeit vor Augen zu führen. Uns Schweizern ist aber auch aus dem Gedächtnis geschwunden, was Fremdherrschaft bedeutet. Hier in diesen Briefen ist sie mit tendenzloser Realität dargestellt. Der große Teil der Berner hatte die Franzosen als Befreier erwartet. Die Friedenspartei hatte ihnen die Tore geöffnet. Um den Frieden, die Güter und den Wohlstand zu erhalten, hatte man aber die Freiheit preisgegeben. Schmerzlich wurde es bald darauf dem verbohrtesten Friedensfreunde klar, daß man mit der Freiheit auch den Wohlstand und die Güter weggegeben hatte. — So können diese Briefe auch der heutigen Zeit etwas bedeuten. Sie sind nicht nur Unterhaltung. Sie sind Warnung und Ansporn zugleich: Warnung vor Gleichgültigkeit und vor einer falschen Einschätzung der Anpassungspolitik, Ansporn zur Wahrung des größten Gutes, das wir besitzen.

Ein jeder dieser Briefe möchte uns einhämmern, unser teuerstes Gut nie einem augenblicklichen und scheinbaren Vorteil aufzuopfern.

Die Anteilnahme des Lesers am Inhalt der Briefe wird vielleicht dadurch noch etwas erhöht, daß die Schreiberin die Tochter Albrecht von Hallers ist. Marianne, des großen Hallers älteste Tochter aus seiner ersten Ehe mit der früh verstorbenen Marianne Wyß, hatte sich im Jahre 1753 mit Franz Ludwig von Jenner, dem spätern Ratsherrn, vermählt. Die vorliegenden Briefe sind an die älteste Tochter, die wiederum Marianne getauft wurde, gerichtet. Diese, eine sogenannte Barettiltochter, mußte im Jahre 1773 aus familienpolitischen Rücksichten einen vierzigjährigen sehr entfernten Verwandten, Johannes von Jenner, heiraten. Der Schwiegersohn kam dann durch des Schwiegervaters Nomination 1775 in den großen Rat. 1787 starb Herr Joh. von Jenner und hinterließ, ohne Vermögen, eine Witwe mit vier minderjährigen Kindern. Da sich in der Verwandtschaft niemand der vier Waislein annehmen wollte, so war jedermann froh, als die Witfrau den ehemaligen Präzeptor ihres Sohnes, Herrn P f a r r e r M ü l l e r heiratete. Die Familie verschaffte ihm die gut dotierte Pfründe zu Limpach, wo sich die Tochter nun 1798 befand. An die Pfarrfrau von Limpach richtet die trostlose Mutter ihre Briefe. Denn von hier allein erwartete sie Hilfe. Hierhin hoffte sie sich zu flüchten. —

Der Sitte jener Tage gemäß schreibt die Ratsherrin in französischer Sprache. Doch ist das Französisch jener Zeit oft altertümlich und für uns schwer verständlich. Deshalb erachtete es der Herausgeber für besser, die Briefe zu übersetzen. Mag durch diese Übersetzung auch der eine oder andere Ausdruck seine ihm in der französischen Sprache eigentümliche Färbung verloren haben, der Gesamtcharakter der Briefe ist gewahrt. Wenn die deutschen Sätze etwas einfach und vielleicht zu wörtlich übersetzt erscheinen, so geschah dies deshalb, um die Ursprünglichkeit und natürliche Lebendigkeit des Originaltextes beizubehalten. Oft wiederholt sich die Schreiberin in ihren Mitteilungen oder Herzensergüssen. Solche Stellen sind mit Absicht beibehalten worden. Denn die Briefe wollen ja vor allem die Stimmung jener Tage vermitteln. Da die Ratsherrin ihre Schreiben alle ohne Angabe des Datums verfaßte, so hat der Herausgeber versucht, sie durch Textvergleiche zeitlich zu bestimmen.

Der erste Brief — wir publizieren die Briefe in der zeitlichen Reihenfolge — wurde zwischen dem 26. Februar und 3. März abgefaßt. Die Unentschlossenheit, die über den Unternehmungen und Entschlüssen jener Tage lagerte, drückt sich in den ängstlichen Gefühlen der Gattin des Ratsherrn aus. Zur Unentschlossenheit kommt die große Angst vor den Schrecknissen des Krieges. Beides hält in der greisen Frau den Wunsch wach, aufs Land zu fliehen, um all den Greueln zu entgehen.

«Die Regierung hat ihre Gewalt noch nicht niedergelegt. Krieg und Angriff sind beschlossen<sup>1</sup>, aber ich weiß weder wann noch wie. Da die Regierung noch nicht abgedankt hat, so fürchte ich, daß Papa<sup>2</sup> sich nicht von Bern wird weggeben können. Vielleicht wird er zwar seine Demission einreichen, aber alles ist noch ganz ungewiß.

Ich bin ganz krank, mein Kopf schmerzt mich so, daß ich, was mich betrifft, mich zu keinem festen Entschluß entscheiden kann. Bete zu Gott für mich, daß er mir in den furchtbaren Tagen, die wir erleben werden, helfe.

Ich zweifle, ob Papa zu Euch kommt, wenn Eure Schwägerin<sup>3</sup> dort ist. Ich weiß nur zu gut, was es bedeutet, wenn er jemand nicht gern hat. Beunruhige Dich nicht meinerwegen. Meine Krankheit ist nichts anderes als eine starke Erkältung mit all ihren Folgen.

Lebe wohl, meine liebe Tochter, ich weiß nicht, ob wir kommen oder nicht — ich kann an nichts anderes als an den Krieg denken. Gott behüte und rette uns!

Man will noch bis Samstag<sup>4</sup> auf die Antwort von Paris warten. Danach wird man ohne Verzögern angreifen, wie man glaubt.»

Der zweite Brief, den wir dem Inhalt nach auf den 7. März setzen müssen, ist der erste Niederschlag der Eindrücke, die der Untergang der stolzen Vaterstadt im Herzen der alten Ratsherrin hervorrief. Sie erzählt von den Ereignissen des 4., 5. und 6. März.

«Dein Brief, vielgeliebte Tochter, hat mich aus großer Unruhe gerissen, denn ich wußte, daß Limpach der Plünderung sehr ausgesetzt war. Der Gedanke, Dich unglücklich zu wissen, machte mir meinen furchtbaren Zustand fast unerträglich, obgleich Du Dir sicher gut vorstellen kannst, welche Angst wir in jener fürchterlichen Nacht und am vorausgehenden Tage ausgestanden haben<sup>5</sup>. Denn wir sahen unser furchtbares Ende schon vor uns, das uns die aufständischen Bauern zu bereiten drohten. Sie erwischten nächst dem Stadttore zwei Offiziere, Ryhiner von Morges<sup>6</sup> und Stettler von Gottstatt<sup>7</sup>. Carli<sup>8</sup> war in ihrer Begleitung und hat zweimal sein Leben ris-

<sup>1</sup> Bezieht sich offenbar auf die Sitzung vom 26. Februar, wo unter dem Einfluß der Offiziere der Große Rat den Krieg beschloß.

<sup>2</sup> Der Gemahl der Schreiberin: Franz Ludwig von Jenner, 1725—1804, des großen Rats 1755, 1758—1764 Landvogt in Nidau, 1776—1798 Mitglied des Kleinen Rates, 1788—1792 Venner zu Gerwern.

<sup>3</sup> Frau des ältesten Sohnes Carl, Julie von Jenner, geb. von Ernst, Mutter von Sophie von Jenner, Gründerin des Jennerspitals (1765—1852).

<sup>4</sup> den 3. März.

<sup>5</sup> Die Nacht vom 4. auf den 5. März.

<sup>6</sup> Karl Ryhiner, 1744—1798; Landvogt zu Morsee 1786—1792, Oberst.

<sup>7</sup> Carl Ludwig Stettler, 1741—1798; Landvogt zu Bipp 1783—1789, Oberst. Irrtümlicherweise mit dem Beinamen von Gottstatt; sein Bruder war dort Landvogt.

<sup>8</sup> Carl Jenner-von Ernst, Gemahl der vorher erwähnten Julie v. J., Sohn der Schreiberin. 1760—1822. Des Großen Rates 1795 und 1803; Ohmgeldner und Gutsbesitzer zu Ostermündigen.

kiert. Die ganze Nacht konnte man sich nicht zu Bett legen. Um sechs Uhr läutete die Sturmglocke. Aber es war nur eine List der Franzosen, um unsere Truppen gegen Bümpliz und Wangen zu locken, während sie von Solothurn und Krauchthal in Windeseile heranrückten. So wurde unser gutes Bern fast ohne Widerstand erobert. Jedermann mußte Franzosen bei sich aufnehmen. Ich für meinen Teil erhielt einen sehr netten Offizier, der Major in der «légion noire»<sup>9</sup> ist. Bis zu dieser Stunde konnte er verhindern, daß ich auch noch Soldaten Einquartierungen gewähren mußte. Diese führen sich hier so auf, wie sie es in einer eroberten Stadt tun zu dürfen glauben, obgleich die Offiziere ihr möglichstes tun, um Ordnung zu halten und Patrouillen herumschicken. Trotzdem bin ich voller Angst und innerer Unruhe und kann nachts kein Auge schließen. Ich zittere beim leisesten Lärm, welcher wahrlich nicht fehlt. Man versichert uns, daß die Soldaten bald in die Caserne ziehen werden, was eine große Erleichterung sein wird. — Papa hat das Unglück nicht übel überstanden, obschon er unruhig und unwohl ist, was ich gut begreife. Carli hat mehrere Male im Kampfe sein Leben aufs Spiel gesetzt und wurde wie durch ein Wunder durch zwei Franzosen gerettet. Er verlor Pferd, Bagage, Uhr und Geld im Werte von beinahe 70 Louis d'or. Er sieht sehr schlecht aus, aber ich hoffe, daß er sich bald erholen wird. Auf meinen Rat hin war seine Frau<sup>10</sup> in der Stadt geblieben. Gottliebs Frau<sup>11</sup> hat sich irgendwo versteckt, ich weiß nicht wo. Wolle Gott, daß ihr nichts zugestoßen ist. Gottlieb<sup>12</sup> ist heute verreist. Der General hat ihm eine Eskorte gegeben, weil unsere Bauern wütend sind über die Berner, da sie sich von uns verraten glauben, was ebenso lächerlich als falsch ist. Wolle Gott, daß er gesund zurückkomme und Frau und Kinder zurückfinde, wenn er wenigstens in die Gegend geht, wohin sie geflohen sind. Ich weiß nämlich gar nicht, in welche Gegend Gottlieb gesandt wurde.

Beinahe alle Offiziere, die getötet wurden, sind durch ihre eigenen Soldaten ermordet worden. Ratsherr Herbort<sup>13</sup> hat sich einen Pistolenschuß gegeben. Man glaubte, daß Schultheiß Steiger auch getötet worden sei, aber

<sup>9</sup> Bekannte, aus Gesindel zusammengewürfelte französische Einheit; deshalb «die Schwarze» genannt.

<sup>10</sup> Siehe Anm. 3.

<sup>11</sup> Gemahlin des jüngeren Sohnes Gottlieb, Margaretha von Jenner, geb. von Jenner (1765—1835).

<sup>12</sup> Gottlieb Abraham von Jenner, jüngerer Sohn der Schreiberin. (1765—1834.) Wohl der hervorragendste Berner der Revolutionszeit. Des Großen Rates 1795, in den Märztagen Oberst Kriegskommissär, in welcher Funktion er Bern vor zu großer Brandschatzung bewahrte. Rettete den größeren Teil des Bernerstaatsschatzes und war dann Minister der helvetischen Republik in Paris und später Staatssekretär des Auswärtigen in Bern. Von 1803—1813 Mitglied des Kleinen Rates der Stadt und Republik Bern, 1815—1824 Oberamtmann zu Pruntrut.

Die Reise, die er am 7. März unternahm, sollte dazu dienen, die Schatzgelder nach Deutschland zu retten. Er war dazu von Brune ermächtigt worden, dessen Sympathie man mit einigen Hunderttausend erworben hatte. Leider glückte die «Entführung» nicht ganz, da der Transport von den eigensüchtigen Thunern gehindert wurde.

<sup>13</sup> Albrecht von Herport, 1731 bis 6. März 1798. Landvogt zu Bonmont 1773—1779, des Kleinen Rats 1791—1798.

man bestreitet es nun. Von mehreren andern Ratsherren vermutet man ebenfalls, sie seien gefallen.

Sicher tot sind General von Erlach<sup>14</sup>, Goumoens-Goumoens<sup>15</sup>, Charles Thormann<sup>16</sup>, Fischer von Yverdon<sup>17</sup>. Unbestimmt ist das Schicksal von Graffenried<sup>18</sup>, dem ehemaligen Schultheiß des äußern Standes, von meinem Neffen May<sup>19</sup>. Von den zwei Zeerleder<sup>20</sup> weiß man gar nichts. Der ältere Daxelhofer<sup>21</sup>, May von Brandis<sup>22</sup> und Gottlieb Thormann<sup>23</sup> sind verwundet. Das ist alles, was ich weiß. Sicher hat es noch viele Tote und Verletzte, von denen man gar nichts weiß, oder wenigstens ich nicht. Im allgemeinen sind viele umgekommen, was sehr verständlich ist, da die Franzosen seit Jahren an den Krieg gewohnt sind, unsere Bauern dagegen nichts anderes kennen, als sich mit den natürlichen Waffen zur Wehr zu setzen. Tapferkeit allein genügt nicht gegen Truppen, die kriegsgewohnt sind und den Tod verachten.

So, meine liebe Tochter, stehen die Dinge. Was wir sind und sein werden, ist ganz unbestimmt. Meine einzige Hoffnung setze ich auf Gott, der allein uns vor dem Untergang retten kann. Alle Häuser und Läden sind geschlossen. Man bringt nichts auf den Markt, nicht ein Gramm Butter, und so ist es mir unmöglich, unserm Major so aufzuwarten, wie ich es wünschte. Ebenso wenig gibt es Gemüse und Eier. Erst heute, nach langem, habe ich etwas Kalbfleisch erhalten können. Man sucht gegenwärtig zweitausend Leintücher mit ebenso vielen Betten. Ich habe, was ich an Leinen hatte, alles geben müssen, nachdem ich schon vorher Tuch als Verbandstoff geliefert hatte. Aber alle Betttücher konnte ich ja nicht geben, da ich vielleicht noch Soldaten ins Quartier nehmen muß. Papa schläft im Eßzimmer, ich mit den Mägden in meinem Zimmer auf einem sehr kleinen Bett, Friedrich<sup>24</sup> auf dem Ruhbett im Mägdezimmer, der Offizier dagegen in Papas

<sup>14</sup> Karl Ludwig von Erlach von Hindelbank, 1746—1798, Maréchal de camp in Frankreich, des Großen Rats 1775.

<sup>15</sup> Sigismund Emanuel von Goumoëns, 1752—1798, Generalstabschef der Division von Wattenwyl 1798, ehemaliger Offizier in holländischen Diensten.

<sup>16</sup> Charles Thormann, 1750—1826, Hauptmann in Holland, Batallionskommandant 1798. Cousin germain der Schreiberin, da seine Mutter eine geborene Wyß, Schwester von Hallers Marianne war.

<sup>17</sup> Carl Fischer, 1734—1821, Landvogt zu Yverdon 1777—1783. Gutsbesitzer im Eichberg.

<sup>18</sup> Bernhard von Graffenried, 1773—1798, gewesener Offizier in Holland.

<sup>19</sup> Gottlieb von May, \*1758, Major, des Großen Rates 1795 und 1803, Oberamtmann zu Interlaken und Frutigen. Wurde durch Heirat mit Anna Margaretha von Haller, Nichte der Schreiberin, deren Neffe.

<sup>20</sup> Albert und Ludwig Zeerleder, Söhne der jüngsten Stiefschwester der Schreiberin, Sophie Charlotte Zeerleder-von Haller. Ludwig, 1772—1840, war in den Märztagen mit seinem Vetter von Jenner damit beschäftigt, den bernischen Staatschatz zu retten. Er war 1803—1824 Ratsherr und 1814 bernischer Gesandter am Wienerkongreß.

<sup>21</sup> Carl Gottlieb Daxelhofer von Utzigen, 1767—1811, des Großen Rates 1795, 1803; des Kleinen Rates 1809—1811.

<sup>22</sup> Beat Ludwig May, 1738—1800, Landvogt zu Oron und Brandis, Oberst.

<sup>23</sup> Gottlieb Thormann, 1754—1831, Bruder des obigen; des Großen Rates 1785 und 1803, 1802 Staatssekretär der helvetischen Republik, später Staatsschreiber, Oberamtmann zu Wangen und Ratsherr.

<sup>24</sup> Diener und Kutscher der Familie von Jenner.

Zimmer, während Friedrichs Zimmer eingerichtet ist für Soldaten, die jeden Augenblick kommen können. Gottbefohlen, meine liebe Tochter, schreibe mir, so bald es Dir möglich ist.

Bitte Gott, daß er Dir und mir Kraft gebe. Ich habe sie nötig, denn niemand weiß, was noch kommen kann. Weiß man nichts von Ruedi<sup>25</sup>? Sind die Mädchen nicht vor Schrecken fast gestorben?»

Der dritte Brief ist am 10. März verfaßt worden. Nach und nach hat die Schreiberin vernommen, was außerhalb ihrer Vaterstadt geschehen war. Auf der einen Seite wuchs die Furcht vor den Quälereien der französischen Besatzungsarmee, während die ganze Stadtbevölkerung andererseits vor den Greueln der Bauern erzitterte und zum Schutze der Stadt die Hilfe der Franzosen in Anspruch nehmen wollte. Daneben kamen der alten Frau die trübsten Gedanken, die ihr jede Zukunftshoffnung verdüsterten.

«Ich hoffe, Du habest meinen Brief erhalten, den ich dem Überbringer des Deinigen mitgab. Ich füge nur bei, daß, wenn meine Angstzustände nicht wären, ich mich ziemlich wohl fühlte. Aber da dem nicht so ist, so kannst Du ja beurteilen, wie ich esse und schlafe.

Wir haben einen Offizier und fünf Soldaten. Ich hoffe, sie bleiben nicht lange. Über den Offizier habe ich nicht zu klagen. Er verreist heute morgen nach Pruntrut. Ich erwarte bald einen neuen an dessen Stelle. Man hat in unserer Umgebung eine fürchterliche Verwüstung angerichtet. Das Schloß Köniz ist ganz ausgeplündert. Man weiß nichts vom Cousin<sup>26</sup> und seiner Familie. Wie geht es wohl Julie<sup>27</sup>? Aber da sich ja niemand auf die Straße wagt, so kann es wohl möglich sein, daß sie alle in Sicherheit sind.

Meine Schwester Zeerleder<sup>28</sup> ist nach Deutschland verreist mit Charlotte<sup>29</sup>, Berni<sup>30</sup> und Albertine<sup>31</sup>.

Die Söhne folgen jedenfalls, sobald sie können. Ludwig<sup>32</sup>, den man tot glaubte, ist von Bauern in der Nähe von Münsingen angehalten worden. Man hofft, ihn den Wütenden entziehen zu können, die sich verraten glauben und nicht denken, daß wir noch unglücklicher sind als sie. Ihnen bleibt

---

<sup>25</sup> Rudolf von Jenner, 1776—1813, Sohn der Briefempfängerin aus erster Ehe mit Johannes von Jenner; Verwalter des Schallenhauses 1806—1813.

<sup>26</sup> Carl Ludwig von Jenner, 1748—1816, Offizier in Frankreich, des Großen Rates 1785, Landvogt zu Köniz 1797—1798.

<sup>27</sup> Julie von Jenner, 1786—1830, Tochter der Briefempfängerin aus erster Ehe. Lebte bei ihrem Onkel in Köniz. Heiratete später Herrn Oberst Emanuel Gruner, Gutsbesitzer zu Worblaufen.

<sup>28</sup> Sophie Charlotte von Haller, 1748—1805, jüngste Tochter Albrecht von Hallers, Gemahlin Ludwig Zeerleders, Banquier. Die Reise ging dann nur bis Meiringen.

<sup>29</sup> Charlotte, Tochter der obigen, 1775—1832, heiratete Ludwig Fischer von Reichenbach, Rats Herr und Oberamtmann zu Delsberg.

<sup>30</sup> Bernhard Zeerleder, Gutsbesitzer zu Steinegg, 1788—1862 bekannt als Historiker.

<sup>31</sup> Albertine, 1789—1855, heiratete den Obersten Ludwig Fellenberg.

<sup>32</sup> Ludwig Zeerleder, siehe Anmerkung 20.

wenigstens der Boden, uns nichts. Man versichert, daß mein Neffe May<sup>19</sup> in Solothurn gefangen ist. Von vielen andern Offizieren weiß man ebenfalls nicht, wo sie stecken.

Gottlieb ist zurückgekehrt. Seine Frau muß demnächst zurückkommen. — Haller von Königsfelden ist gefallen<sup>33</sup>. — Gestern haben das neue Direktorium und der provisorische Rat mit grüner Schärpe und dunkelrotem Band am Arm, an der Spitze das französische Musikkorps, der größte Teil der Truppen, Husaren und Infanterie, einen Freiheitsbaum aufgestellt. Gestern abend war Musik. Franzosen und anderes Gesindel haben darum getanzt.

Man versichert uns, daß wir in der Stadt von den Franzosen beschützt werden und daß sie uns gegen die wütenden Bauern verteidigen, die nichts anderes im Sinne haben, als uns alle niederzumetzeln und unsere Häuser in Brand zu stecken. Urteile selbst, ob man da nicht voller Aufregung sein muß. Unser Kommandant heißt Müller und der General Brune<sup>34</sup>. Die ganze Schweiz soll eine einzige Republik werden, der französischen in allen Teilen nachgebildet. Kantone, die sich dieser neuen Ordnung widersetzen, werden gezwungen werden.

Ich sehe voraus, daß innert einem Jahre die Mehrzahl der Stadtbewohner ihre Heimat verlassen haben werden. Bern wird eine Wüste werden und die Umgebung wieder ein großer Wald, wo die Bären hausen werden. — Der Tambour trommelt den ganzen Tag und verursacht mir solche Kopfschmerzen! Aber glücklicherweise sind Papa und ich schon alt.

Wenn Ihr zufällig eine Gelegenheit findet, mir etwas Eßbares zu senden, das Ihr entbehren könnt, so bereite mir ein Schinken sehr große Freude, da ich vergeblich nach etwas Umschau halten, das ich den Offizieren vorsehen könnte! Man bringt gegenwärtig gar nichts in die Stadt hinein, und ich bin überzeugt, daß bald alles so ungeheuer teuer sein wird, daß man nichts mehr kaufen kann. Wo soll ich übrigens das Geld hernehmen? Ich darf diesen schwarzen Ahnungen keinen Raum geben. Aber der Allmächtige wird die Übel abwenden, die ich voraussehe!

Gott behüte Dich und Deinen Mann.»

Den folgenden (4.) Brief schrieb Frau Jenner wohl zwischen 12. und 14. März. Nach und nach häufen sich die Leiden all derer, die die Besatzungsarmee zu unterhalten haben. Auch die Raubzüge der Franzosen haben noch nicht aufgehört, so daß die gute Frau in allen Ängsten schwebt vor Erpressungsversuchen, wie sie bei ihren Verwandten vorgekommen sind.

«Ich freue mich mit Dir, meine liebe Tochter, daß Deine Lage so erträglich ist und daß ihr nun die Frucht der Liebe, die ihr euren Gemeindegliedern erwiesen habt, genießen könnt. Wir befinden uns in einer sehr un-

<sup>33</sup> Franz Ludwig Haller, 1755—1838, Hofschreiber von Königsfelden; Hauptmann 1798, bekannter Münzsammler und Altertumsforscher.

<sup>34</sup> Siehe Anm. 49.



glückseligen Lage. Aber ich sehe noch schlimmere Tage kommen, seit man von einer Contribution spricht, die uns alle ruinieren wird. Die Franzosen sind schon im Besitze des großen Staatsschatzes, der öffentlichen Kassen und Gebäude; sie haben alle Pferde und das hinterste Stück Hornvieh geraubt. Wenn das alles wenigstens noch von der Contribution abgezogen würde! Aber es ist die Stadt, die so viel liefern muß. Wo sollen wir das Geld noch hernehmen, nachdem wir schon alles verloren haben? Unsere Söhne erhalten uns gegenwärtig. Sollte es noch dazu kommen, daß wir in unserem Alter Betteln gehen müssen und sollte Papa irgendwo elend sterben?

Dies ist die schwarze Zukunft, die unser wartet, wenn uns Gott nicht wunderbar rettet! Deine Brüder sind ganz geschlagen von all den traurigen Ereignissen, und Gottlieb, der so schwarz in die Zukunft sieht, erzählt jeden Tag von neuen Schrecknissen und jagt mir damit eine Angst ein, die mir das Leben ganz unerträglich macht.

Das zweite Übel ist die Wut unserer Bauern, die jeden Berner, den sie finden, unter dem Vorwand, man habe sie verraten, ermorden wollen, ohne daran zu denken, daß wir noch viel schlimmer dran sind als sie. Was für einen Vorteil hätten wir denn gehabt, sie zu verraten? Es ist ein furchtbarer Irrtum, den aus der Welt zu schaffen, es schwierig sein wird. Durch diese Umstände ist jede Straße und jeder Weg außerhalb Berns für uns unpassierbar, und es ist unmöglich, die Stadt zu verlassen!

Die Stadt wimmelt von Truppen; das Zeughaus ist ganz geleert worden, die Bürger entwaffnet, mit einem Wort, Du kannst Dir unmöglich ein Bild von unserer schrecklichen Lage machen. Sonntag<sup>35</sup> war im Münster, in der einzigen offenen Kirche, eine Predigt. Man hat überall Freiheitsbäume<sup>36</sup> aufgestellt. Papa kann sich wunderbar aufrechterhalten, obschon er nichts anderes wünscht, als fort von Bern zu sein. Er würde gerne ausgehen, aber ich wage nicht, es ihm zu erlauben, aus lauter Angst, es könnte ihm etwas zustoßen, denn die französischen Husaren scheuen sich nicht, selbst durch die Lauben zu galoppieren.

Gottlieb hat das Haus so voll von Offizieren und Soldaten und deren Frauen, daß er im Bett seiner Kinder schlafen muß. Seine Frau ist noch nicht zurückgekehrt. Sie hätte, wenn sie zurückkäme, nicht einmal Platz im Hause. Ich weiß nicht, wo sie ist und habe seit jenem furchtbaren Montag<sup>37</sup> nichts mehr von ihr gehört.

Wir haben sechs Soldaten und einen Quartiermeister, die zwei Zimmer im ersten Stock und das Zimmer von Brecht<sup>38</sup> im plain-pied belegten. Ich

<sup>35</sup> Am 11. März 1798.

<sup>36</sup> Die offizielle Aufstellung eines Freiheitsbaumes fand durch den General Brune am 9. März statt. In den folgenden Tagen pflanzte das Volk zu seinem Vergnügen noch weitere solche Freiheitsmale auf. Vergleiche Brief 3.

<sup>37</sup> Der 5. März.

<sup>38</sup> Albrecht von Haller, Stiefbruder der Schreiberin, jüngster Sohn Albrechts des Großen, 1758—1823, des Großen Rates 1795 und 1803. Oberamtmann zu Interlaken 1816—1821. Mitglied des Kleinen Rates 1805—1813, 1821—1823.

mußte dazu noch eine Frau und einen Knaben logieren, so daß wir kaum mehr einen Winkel für uns haben. Friederich schläft in der Küche auf einem Ruhbett. Aber all das beunruhigt mich weniger als die furchtbare Zukunft, die unser wartet.

Charles Thormann wurde nicht getötet, wie man glaubte. Aber Gottlieb Thormann ist ziemlich schwer verwundet. Bucher von Trachselwald<sup>39</sup> wurde auf grausame Weise im Kampf umgebracht. Meine Tante Thormann<sup>40</sup> hat man gezwungen, alles Geld herauszugeben, indem man ihr das Schwert auf die Brust setzte. Die Gruner<sup>41</sup> von Worblaufen sind alle nach Interlaken geflohen. Ihr Haus soll geplündert worden sein. Trotzdem der General alle auf frischer Tat ertappten hinrichten läßt, ist viel erschrecklich Wildes vorgekommen. Gestern hat man sogar einen Schuß auf Gottlieb abgegeben, jedoch ohne ihn zu treffen. Der Soldat wurde fusiliert. Aber was nützt das bei einem Volke, das den Tod nicht fürchtet. Ich danke Dir von Herzen für das Ferkel, das Du mir gesandt hast. Es hat mir große Freude gemacht. Den Schinken werde ich mit großer Dankbarkeit in Empfang nehmen und ihn bezahlen, sobald ich kann.

Man bringt so viel Nachrichten unter die Leute, die falsch sind, daß man Mühe hat, überhaupt etwas zu glauben. Man meint, daß Neuenburg trotz seiner Neutralität und der Weigerung, uns zu Hilfe zu kommen, von den Husaren erobert wurde. Was der König von Preußen dazu sagen wird, weiß niemand. Mengaud<sup>42</sup> und La Harpe<sup>43</sup> sind hier in Bern und tragen nicht dazu bei, uns zu beruhigen; sind sie doch unsere Todfeinde!

Signau wurde von den Bauern geplündert. Aarwangen wurde von den Franzosen gebrandschatzt. Man sagt, daß sie den Cousin Müller<sup>44</sup> gefangen weggeführt haben. Aber das ist ein Gerücht.

Adieu, meine Tochter. Gott allein weiß, ob ich je wieder mit Dir, die ich so herzlich liebe, von Angesicht zu Angesicht werde reden können.»

---

<sup>39</sup> Karl Ludwig Bucher, 1760—1798, des Großen Rates 1795; sein Vater war Landvogt zu Trachselwald.

<sup>40</sup> Die Schreiberin war die Tochter aus Albrecht von Hallers erster Ehe mit Marianne Wyß. Deren Schwester, Margaretha Katharina Wyß, heiratete in zweiter Ehe Hieronymus Thormann, 1717—1765, Herr zu Method. Sie ist die Mutter der vorhergenannten Karl und Gottlieb Thormann.

<sup>41</sup> Eine weitere Schwester, Rosina Wyß, heiratete Herrn Samuel Gruner, 1715—1797, Gutsbesitzer zu Worblaufen und Herr zu Märchligen, des Großen Rates 1755, Landvogt zu Zofingen 1769—1775. Dessen Schwiegertochter, Frau Witwe Kath. Elisabeth Gruner geb. Fischer von Reichenbach, bewohnte 1798 das Landgut in Worblaufen und mußte mit ihren minderjährigen Kindern flüchten. Sie heiratete später Albrecht von Haller, den Stiefbruder der Schreiberin.

<sup>42</sup> Antoine Mengaud, Geschäftsträger der französischen Republik in der Schweiz vor 1798, und als solcher einer der Wegbereiter der Revolution.

<sup>43</sup> Frédéric César de La Harpe, 1754—1838, der bekannte Revolutionär.

<sup>44</sup> Sam. Albrecht Müller, 1738—1798, des Großen Rates 1775, Landvogt im Rheintal und zu Aarwangen. Sohn von Sam. Albrecht Müller und der Marg. Katharina Wyß, Schwester der Marianne Haller-Wyß.

Der 5. Brief muß zwischen dem 20. und 22. März geschrieben worden sein. Bereits wagt die Gattin des ehemals bedeutenden Magistraten nicht mehr offen zu schreiben, aus Angst, es könnte durch Spione den französischen Gewalthabern hinterbracht werden. So beschließt man allgemein, zu Hause zu bleiben, um ja mit niemandem in Berührung zu kommen, der einen denunzieren könnte.

«Mein Stillschweigen ist nicht Folge einer Krankheit. Papa und ich sind so wohl, wie die Umstände es erlauben. Aber man hat mir gesagt, man müsse überall mit sehr großer Vorsicht reden und auch schreiben, damit man sich nicht irgend welcher Gefahr aussetze.

Papa und ich sind Euch sehr dankbar für Eure große Freundlichkeit. Wir danken Euch dafür und werden auch Deinen Brüdern mitteilen, was Ihr uns alles erweist. Gegenwärtig haben wir noch Soldaten im Hause und erwarten jeden Tag noch einen Offizier. Es ist ganz unmöglich, die Stadt zu verlassen, obschon Papa es unbedingt nötig hätte, an die frische Luft zu kommen. Der Gute ist gezwungen, zu Hause zu bleiben und hat keine andere Zerstreung als die Lektüre. Auf die Länge wird er den Kummer und diese «Gefangenschaft» nicht aushalten.

Ich mußte letzte Woche waschen, da ich nur noch wenige Leintücher besitze. Aber sauber waschen kann man nicht, da einem das nötige Holz dazu fehlt.

Letzte Woche hatte ich einen Deputierten von Zug zu logieren, einen sehr netten Mann. Charles Thormann und der junge Haller v. Königsfelden sagten mir, es seien mehrere Offiziere als Kriegsgefangene in Besançon.

Ich gehe nicht aus und sehe niemanden, so daß ich nichts anderes zu berichten weiß. Wenn Dein Mann nach Bern kommt, sähe ich ihn gerne. — Meine Schwester Zeerleder ist zurückgekehrt und entschlossen, in Bern zu bleiben. Meine Schwester Braun<sup>45</sup> geht nicht mehr aus. Man hat ihr «Hübeli» geplündert. Ich erhielt einen sehr lieben Brief von meiner Schwester Haller<sup>46</sup>. Sie ist noch in Villeneuve. Herr Baggesen<sup>47</sup> heiratet Fräulein Imhoof von Villeneuve, die erst neunzehnjährig ist! Adieu, mein liebes Kind, bete zu Gott für

Deine traurige Mutter.»

---

<sup>45</sup> Albertine Charlotte Haller, 1744—1831, vermählt mit Beat Ludwig Braun, 1718—1792, Oberst und englischer Geschäftsträger in Bern.

<sup>46</sup> Amalia Haller, 1742—1825, vermählt mit Samuel Haller, 1721—1794, des Großen Rates 1755, Obervogt zu Biberstein und Landvogt zu Schenkenberg. Beide Frauen sind Stiefschwestern der Schreiberin aus des Vaters dritter Ehe mit Amalia Teichmeyer.

<sup>47</sup> Die Tochter der Frau Amalia Haller, Charlotte Sophie Haller, heiratete den dänischen Dichter Jens Baggesen, starb aber 1797. Nun sollte Baggesen eine junge Bernerin, Rosina Katharina Im Hof, Tochter des Zollverwalters in Villeneuve, heiraten. Deshalb befand sich die Familie dort. Die Heirat kam dann nicht zustande; es blieb bei der Verlobung.

Am 24. März schickte die Mutter der Tochter wiederum wichtige Nachrichten. (6. Brief.) Neuerdings spricht man von einer Evakuation der beiden alten Leute, die vor lauter Angst kaum mehr ruhig schlafen können. Hinzu kommt die immer größer werdende Wohnungsnot, die die Ängstlichen zwingt, das Feld zu räumen. Der Lebenswille wurde gebrochen und oft wünscht sich die Ratsherrin nichts sehnlicher als den baldigen Tod.

«Dein Brief vom letzten Dienstag, meine liebe Tochter, obschon Du ihn in der besten Absicht geschrieben hast, um uns aus allen Sorgen zu ziehen, hat mir wie auch Papa viel Kummer bereitet. Nachdem wir Deinen Plan unsern Söhnen mitgeteilt hatten, wollten sie, da der ältere verpflichtet ist, bis morgen sein Logis zu verlassen, uns bewegen, sofort nach Limpach zu verreisen, das Haus zu verlassen und die Schränke zu leeren, alles in ein Zimmer einzuschließen um nur das Allernötigste mitzunehmen, um Bern für immer zu verlassen. Stelle Dir unsere Aufregung vor! Ich bot ihm drei Zimmer und Küche im 1. Stock, dazu das Plainpied an. Dieses hätte mein Bruder<sup>48</sup> räumen wollen. Aber er versteifte sich darauf, die Schränke zu haben, wo Papa Bücher und Hemden aufbewahrt. Gottlieb hatte ebenfalls gewünscht, daß wir nach Limpach verreisen und hatte für uns von General Schauenburg einen Schutzbrief («sauve-garde») verlangt, den ich Dir jetzt schicke, indem ich Dich bitte, mir den Empfang anzuzeigen!

So liegen die Dinge. Papa sieht ein, daß seine Söhne wünschen, daß er Bern verlassen solle. So hat er sich endlich entschlossen, darein einzuwilligen. Es fragt sich nur, ob Du uns und «Mädi» logieren kannst, denn ich kann dieses treue Mädchen nicht entbehren, da ich ja nicht sicher bin, ob wir bei Euch bleiben können. Nach dem Dekret von General Brune<sup>49</sup> sollen alle Zehenten aufgehoben sein, und man weiß gar nicht, ob den Pfarrern ihre Pfrunden erhalten bleiben. Wer wird denn die Pfarrer bezahlen? Aus diesem Grunde ist es meiner Meinung nach das Klügste, nur das Allernotwendigste mitzunehmen. Die Bücher oder wenigstens eine große Zahl davon, die alle aus Papas Bibliothek stammen, werden den weitaus größten Teil unseres Gepäcks ausmachen. Ich nähme gerne mein Bett mit mir, ferner dasjenige von Papa und von «Mädi», das man dann dorthin stellen kann, wo gerade ein wenig Platz ist, wenn nötig sogar in mein Zimmer. Dann müssen wir auch Papas Bureau transportieren, für mich eine Kommode. Für Mädi nehme ich vielleicht den großen Liegestuhl («bergère») mit, der in meinem Zimmer ist. Dann muß ich auch meine schmutzige Wäsche mitnehmen und sie bei Dir waschen, wenn ich das nicht mehr hier tun kann! Aber wie soll ich das alles zügeln? Kannst Du mir einen Wagen senden, oder muß man einen in

---

<sup>48</sup> Siehe den vierten Brief.

<sup>49</sup> Proklamation des Generals Brune vom 19. März 1798. Der Artikel 5 bestimmt, daß alle Herrschaftsrechte, Lehen und Zehenten aufgehoben seien. — Guillaume Brune, 1763—1815, war bis zum 28. März Oberbefehlshaber der französischen Armee in der Schweiz, dann kommandierte er die italienische Armee.

Bern nehmen? Selbstverständlich wird der ganze Zügel erst nach unserer Abreise vonstatten gehen.

Aber wo soll ich mein Silberzeug verstecken, das der einzige Notpfennig für unsere Zukunft ist? Ich will es nicht der Plünderung aussetzen. Denn laut Aussagen Deines Bruders gelten alle Gültbriefe nichts mehr. Wir werden recht übel dran sein, wenn Gott uns das Leben noch lange schenkt, was ich nicht hoffe. Da meine Gesundheit täglich starke Stöße erhalten hat und noch erhält, so hoffe ich, daß ich bald von meinen Leiden erlöst sein werde.

Papa wünscht Bern erst zu verlassen, wenn das Wetter einigermaßen schön ist. Aber da es denkbar ist, daß er genötigt wird, früher zu gehen, so muß man sich so einrichten, daß man ohne Vorbereitung plötzlich aufbrechen kann.

Antworte mir doch bitte auf alle diese Punkte, oder wenn Du nicht Zeit hast, dann laß es Deinen Mann besorgen, damit ich Deinen Brüdern wenigstens beweisen kann, daß ich nichts vernachlässigt habe, um sie zufrieden zu stellen. Aber ich wiederhole es: das Gepäck kann erst nach unserer Abreise fortgeschickt werden, so daß man sich erkundigen muß, ob man einen Wagen erhält. Ich hoffe, ihr kriegt dafür die Erlaubnis.

Ich habe Friedrich und die Köchin entlassen müssen. Er hat geweint wie ein Kind, denn er ist arm und hat zwei Kinder. Es hat mich sehr beschäftigt, zumal er Papa mit Liebe und Treue gedient hat. Trage sehr Sorge zum Schutzbrief; dein Mann soll ihn an einem Orte verstecken, wo man ihn jederzeit findet.

Ich muß Dir gestehen, obschon ich Bern zu verlassen wünsche, so komme ich doch nur mit Zittern zu Dir. Ich bin in einem Zustand äußerster Furchtsamkeit. Das kleinste Ereignis verursacht bei mir eine furchtbare Aufregung. Ich habe ständig Angst vor Landstreichern und Dieben, deren es jetzt viele gibt, da viele Leute durch das Unglück gezwungen werden, ihr Leben auf diese Weise weiter zu fristen. Das Schallenwerk<sup>50</sup> steht beinahe leer wie auch die Gefängnisse. Die entlegenen Dörfer sind all diesen Gefahren noch mehr ausgesetzt als die Städte. Obschon ich den Tod nicht fürchte, so kann ich doch nur mit Zittern an das furchtbare Schicksal denken, von einem Landstreicher ermordet und vor dem Tode noch grausam mißhandelt zu werden. Dieser Gedanke will mir nicht aus dem Kopf und verfolgt mich Tag und Nacht.

Sonntags wird man unsere neue Regierung wählen<sup>51</sup>. Gott möge die Wähler lenken und uns Leute geben, die gute Absichten für das Wohl aller hegen. Von dieser Wahl wird unser Glück oder Unglück abhängen. Wir wollen das Beste hoffen und daran denken, daß Ruhe auf den Sturm folgen wird.

---

<sup>50</sup> Zuchthaus in Bern.

<sup>51</sup> Die Wahlen für den helvetischen Senat, Großen Rat und die bernische Verwaltungskammer fanden am 25. März statt.

Man sagt, General Brune werde uns in Kurzem verlassen und Schauenburg an seine Stelle treten<sup>52</sup>.

In diesem Augenblicke erhalte ich Deinen Brief, aus welchem ich ersehe, daß Du uns nicht logieren kannst. Und trotzdem wollen Deine Brüder, daß wir Bern verlassen. Aber wie, wenn man nicht weiß, wohin gehen. Mein Kopf ist ganz sturm vor Aufregung. Aber Deine Brüder bereiten mir mehr Sorge als der Krieg! Gottlieb verreist heute abend nach Paris, wohin ihn das Direktorium hat rufen lassen<sup>53</sup>. Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll und was aus mir werden wird. Ich bin der Verzweiflung nahe und wollte am liebsten tot sein! Ach, meine Tochter, ich bin todunglücklich. Ich werde vielleicht noch Bestimmteres melden, wenn wir Bern unbedingt und gezwungen verlassen müssen. Dann müssen wir uns einrichten, wie wir gerade können und alles Gottes Fürsorge überlassen. Adieu, mein Tochter, bitte Gott, er möge mich vor der Verzweiflung retten.»

Das Datum des folgenden (7.) Briefes ist nicht genau bestimmbar. Angst vor grauenvoller Ermordung und Angst vor gänzlicher Plünderung des Hauses bei Abwesenheit der Insaßen halten offenbar die beiden greisen Leute zurück, aufs Land zu reisen. Das Schreiben scheint Ende März abgefaßt zu sein.

«Entweder mußt Du, meine liebe Tochter, meinen Brief nicht aufmerksam gelesen haben, oder dann muß ich mich undeutlich ausgedrückt haben. Denn ich hatte Dich gebeten, mir den Empfang des Schutzbriefs von General Brune anzuzeigen, was leider nicht erfolgte. Zudem habe ich gesagt, es sei uns gegenwärtig unmöglich, die Stadt zu verlassen, da so viele Soldaten und Offiziere bei uns logieren. Ich sehe nämlich, was alles denen begegnet ist, die ihr Haus verließen. Ob sie nun einen Diener zurückließen oder nicht, tut nichts zur Sache. Denn im ersten Falle hat man ungeheuerliche Forderungen an diesen gestellt; wo niemand im Hause war, da wurde, wenn auch nicht gerade alles gestohlen, doch der größte Teil zerstört. Auf diese Weise ist es uns unmöglich, die Stadt zu verlassen, bevor man sicher ist, daß wir keine Soldaten mehr in unser Haus aufnehmen müssen. Ferner kann ich mein Haus deshalb nicht verlassen, weil mein Bruder noch bei uns ist, und so das Haus Tag und Nacht zur Plünderung offen wäre. Papa will auch nichts von einer Abreise wissen vor dem Monat Mai. Dann will er nur einen Monat bleiben, damit man nicht viel Gepäck mit sich führen müsse. Und das muß ich auch gleich sagen: ich zweifle, ob er bei euch bleiben wird. Denn

---

<sup>52</sup> Balthasar von Schauenburg, 1748—1830. Von Ende März bis Dezember 1798 Oberbefehlshaber der französischen Truppen in der Schweiz.

<sup>53</sup> Gottlieb von Jenner mußte auf Befehl Brunens am 24. März plötzlich verreisen, um in Paris über das bernische Staatsvermögen, zum großen Teil in Schuldschriften bestehend, zu verhandeln. Der eigentliche Grund war der, daß Brune, dessen Geldgier Jenner kennen gelernt hatte, den unbequemen Mitwisser von Bern entfernen wollte.

euer Haus ist ihm zu lärmig. Der mindeste Lärm schon bewirkt, daß er «in die Luft springt». Das ganze Getümmel um mich her macht auch mich fast irrsinnig. Ich weiß oft nicht mehr, was ich tue und was ich sage.

Der Offizier, der mir Deinen Brief überbrachte, ist sehr liebenswürdig. Seine Gesellschaft hätte uns sehr behagt, besser als die desjenigen, den wir heute Abend bekommen werden. Wenn er wieder nach Limpach zurückkehrt, dann werde ich ihn vielleicht begleiten, um Dir noch besser erzählen zu können. Ich hoffe wenigstens, daß ich dann das Haus verlassen darf.

Ich werde Dir am Samstag das Geld senden, das ich Dir für Schinken, Eier und Ferkel schuldig bin.

Der General verlangt nun plötzlich dreihundert Decken und ebenso viele Bettücher, indem er droht, er werde uns sonst Garnisonen in die Häuser legen. Ich habe gar nichts mehr zu geben und auch kein Geld, um etwas zu kaufen. Die Decke, unter die ich selbst schlüpfen kann, ist nichts anderes als ein «Hudel». Zwei muß ich behalten für allfällige weitere Einquartierungen. Was soll ich tun? Ich sehe keinen Weg mehr, der gangbar wäre! Dazu kommen noch viele andere Sorgen. Warum kann ich nicht sterben? Warum soll ich mich nicht irgendwo, vergessen von aller Welt, verstecken?

Bete zu Gott für Deine unglückliche Mutter.»

Voller Entsetzen berichtet die zu Tode erschrockene Mutter ihrer Tochter am 8. April (8. Brief) von der gräßlichen Kontribution, die den patrizischen Geschlechtern auferlegt worden ist. Jetzt sind die beiden alten Leute gänzlich auf das Erbarmen ihrer Kinder angewiesen. Das früher so starke Gottvertrauen ist dahin und die ärgsten Zweifel steigen auf.

«Jetzt, meine liebe Tochter, ist die Entscheidung gefallen wie ein Blitz, der alles Hab und Gut vernichtet: eine schreckliche Contribution<sup>54</sup> beraubt uns alles Vermögens und zwingt uns, unser Hauswesen aufzugeben und uns aufs Land zurückzuziehen. Wollt ihr uns, d. h. Deinen Vater, Deine unglückliche Mutter, und eine Magd aufnehmen zu Bedingungen, die erträglich sind? Unsere Söhne haben versprochen, uns nicht zu verlassen, und Gottlieb hat mir vor seiner Abreise genug Geld gegeben, um ein Jahr lang leben zu können. Gott wird für den Rest sorgen. Ich werde ein Bett für Papa, mich und Mädi mitnehmen, meine Wäsche, eine Bücherkiste, afin alles, was ich absolut nötig habe. Fenstervorhänge, Lichtstöcke und «Lichtschneuzen», «Gletteisen» und Feuerzangen werde ich mitbringen. Wenn Du noch etwas anderes nötig hast, dann muß Du es sofort melden. Jedenfalls wollen wir Ende dieser Woche verreisen. Sage mir doch, ob Du nun einen

---

<sup>54</sup> Die Proklamation, laut der die sog. Patrizierfamilien, d. h. die Mitglieder der ca. 80 regierenden Familien, eine Kriegssteuer von 6 Millionen bezahlen mußten, wurde vom Regierungskommissär Lecarlier am 8. April 1798 erlassen. Durch Jenners Einfluß in Paris wurde die Kontribution dann auf 4 Millionen herabgedrückt, von denen die Patrizier nur noch 2 Millionen bezahlen mußten.

Wagen mit drei Pferden schicken kannst Freitag oder Samstag morgen. Wir werden bei der Munizipalität dem Lenker einen Passe-port verschaffen und dann am selben Tage abreisen. Sollten wir die Abreise noch verschieben müssen, so werde ich es Dienstag oder Mittwoch noch mitteilen. Alles hängt natürlich noch von der Erlaubnis der Munizipalität ab. Aber ich werde dies morgen vernehmen und es am Dienstag schreiben.

Ach mein Gott, was werde ich? Ich bin ganz krank.»

Auch Ende April (Brief 9) dauern die Belästigungen der Besatzungsarmee noch an. Auf der finanziellen Not versuchen sich die Patrizier dadurch zu ziehen, daß sie sich durch ihrer Hände Werk Geld verschaffen.

«Meine liebe Tochter, ich vergaß ganz, Dir zu sagen, daß meine Schwester Zeerleder jetzt Seife verkauft, die, wie sie wenigstens behauptet, sehr gut und billig ist. Wenn Du Seife benötigst, dann sage es mir.

Wir haben wieder neuen Kummer erlebt mit unsern Soldaten. Plötzlich haben sie Wein verlangt und Papa und meiner Schwester gedroht. Sie ging dann noch um neun Uhr abends zum Commandanten und verklagte sie. Er hat sie sofort herzitiert und ihnen tüchtig die Leviten gelesen. Den Rädelsführer hat er für 24 Stunden eingesperrt. Seither haben sie ihre Forderungen eingestellt; um so lästiger sind sie sonst. Da sie acht Mann stark in unserer Wohnung wohnen, so weiß man kaum, wohin sich flüchten, um ein ruhiges Plätzlein zu finden. Meine Schwester nimmt jetzt einen Pensionär für die Mahlzeiten. Ach, all das hätten wir nicht erlebt, wenn nur Dein Vater hätte aufs Land gehen wollen. Aber seine Hartköpfigkeit ist die Ursache dieser fortwährenden Unannehmlichkeiten. Ich leide mehr für meine Schwester als für mich. Sie bringt für uns das Opfer ihrer Gesundheit und nimmt uns die Hälfte der Aufregungen ab. Sie, die doch zu ihrer Nichte aufs Land hätte gehen können. Aber es ist ganz unnütz, weiter zu klagen, wo alles Unglück sich häuft und mich ganz niederzudrücken droht. Ich kann nur still ertragen.

Sophie<sup>55</sup> und Julie<sup>56</sup> waren bei mir. Julie hustet ein wenig und ist sehr gewachsen. Sophie ist gesund. Beider Besuch hat uns sehr gefreut und uns etwas Licht ins Haus gebracht.

Lebe wohl, meine liebe Tochter, ich umarme Dich.»

Die Frau Ratsherrin berichtet Ende Mai (10. Brief) von weiteren Wegen, zu Geld zu kommen. Jedermann spart und sucht zu verkaufen, was irgendwie in bare Münze verwandelt werden kann. Nebenbei tönt auch das Leid durch, das die um ihre Freiheit ringenden Innerschweizer und Walliser erfahren.

---

<sup>55</sup> u. <sup>56</sup> Töchter der Briefempfängerin, die in Bern bei Verwandten der Familie Jenner wohnten. Vgl. Anmerkung 27.



«Wir haben sehr gute Nachrichten von Deinem Bruder. Er ist sehr gerne gesehen in Paris<sup>57</sup>. Wolle Gott, daß er eine Erleichterung für uns bewirken und Rapinats<sup>58</sup> Verfolgungen unterbinden könne. Aber die Herren in Aarau<sup>59</sup> haben geschworen, uns zu vernichten. Wir können allein noch auf Gottes Barmherzigkeit hoffen, daß er ihre abscheulichen Pläne zunichte mache, mit welchen sie nichts anderes bezwecken, als uns an den Bettelstab zu bringen und uns von Haus und Hof zu vertreiben. Im «feuille d'avis» sucht Simon Frauen und junge Töchter zu billiger Arbeit. Wenn Marianne<sup>60</sup> Lust hätte, so würde ich mich des näheren erkundigen, in was diese Arbeit bestehe, und wie man sie bezahle. Meine Schwester Zeerleder sagt, es handle sich darum, Strümpfe zu stricken. Ich selbst habe auch Strümpfe gestrickt, ferner einige «Nacht-Mänteli». Das Geld, das ich so verdient habe, freut mich sehr, und ich werde es sehr gut gebrauchen können, wenn es, wie es scheint, mit uns von Tag zu Tag schlimmer kommt. Ich habe meine roten «Salon-meubles» für fast nichts verkauft, da ich keinen Platz mehr für sie hatte, und um sie aufbewahren zu lassen, mir das Geld fehlte. Möbelstücke gelten aber heute fast nichts mehr. Jedermann will verkaufen, denn man schränkt sich auch im Wohnen ein, um sparen zu können. Unser Haus ist gegenwärtig ohnehin schon so voll, daß ich gar nichts mehr als das Nötigste darin unterbringen kann. Von den Kleidern werde ich jedenfalls die seidenen verkaufen.

Ich sehe weder Carli noch seine Frau. Das Gefängnis ist voll von Wallisern<sup>61</sup> aus bestem Hause, die nur Wasser und Brot hätten, wenn nicht die Familie Steck von Lenzburg<sup>62</sup> und andere mehr sich ihrer annähmen. Verschiedene Damen gehen selbst in das Gefängnis und bringen den Armen Speisen und Geld, welches sie zum Teil von anderer Seite zur Verteilung erhalten haben. Gerade die Vornehmsten aus dieser Schar Gefangener erwarten den Tod, sobald Schauenburg zurückgekehrt sein wird, um Kriegsrat zu halten. Man erwartet ihn jeden Tag und fürchtet das Urteil. Gerade die Priester sollen nichts Gutes zu hoffen haben.

Wäre Limpach nur an der Postlinie, ich wäre schon lange bei Dir. Aber nur so aufs Geratewohl hinauszureisen, um nicht zu wissen, ob mich dann jemand zu Dir führt, das kann ich nicht. Ich bin zu ängstlich, wie Du weißt.

Adieu, meine geliebte Tochter.»

<sup>57</sup> Gottlieb Abraham Jenner war seit dem 19. Mai Geschäftsträger der helvetischen Republik in Paris zum Abschluß eines Handelstraktates mit der französischen Republik.

<sup>58</sup> Jean Jacques Rapinat, 1750—1818, aus Colmar, Advokat und Nachfolger von Lecarlier als Regierungskommissär in der Schweiz, einer der größten Feinde Berns, dem aber Jenner durch seinen großen Einfluß in Paris das Handwerk legte.

<sup>59</sup> Das helvetische Direktorium und die Räte in Aarau.

<sup>60</sup> Marianne von Jenner, Tochter der Briefempfängerin \*1774, lebte in Limpach.

<sup>61</sup> Gefangene Walliser, die nach ihrem Aufstand vom 5. Mai und ihrer Niederlage am 20. Mai nun bis zur Aburteilung durch die Franzosen in Bern gehalten wurden.

<sup>62</sup> Samuel Steck 1720—1779, Landvogt zu Lenzburg und dessen Gemahlin Elisabeth von Ryhiner hatten eine große Zahl Kinder. Offenbar sind hier die Mutter und die Töchter gemeint.

Wie groß die Unabhängigkeit des befreiten Helvetiens war, erzählt Frau von Jenner in einem ausführlichen (dem 11.) Brief von Ende Juni. Damals waren den helvetischen Räten nämlich auf Frankreichs Befehl zwei neue Direktoren beschert worden. Die alten, Bay und Pfyffer, schienen den Herren Commissären zu rechtlich gesinnt zu sein, und so setzte Rapinat sie einfach ab. Der Senat schluckte diese Frechheit mit schmeichelnden Sympathiekundgebungen, während der große Rat dagegen protestierte, natürlich ohne Erfolg. Und jetzt beschreibt die alt-Ratsherrin und Vennerin, wie der verhaßte Bürger Direktor Ochs in der Aristokratenstadt Bern mit Salven gefeiert worden ist.

«Der letzte Sonntag war für uns ein schrecklicher Tag. Ich bin noch jetzt ganz krank vor Schreck und zittere. Um sieben Uhr hörte man auf der Schanze eine gräßliche Kanonade. Die Tambouren schlugen Alarm, und alle Truppen mußten aufrücken. Man wußte gar nicht, was das alles zu bedeuten habe und schloß sich in sein Haus ein, um abzuwarten, was das Schicksal einem Gräßliches bereiten werde. Um acht Uhr erfuhren wir dann, daß der Alarm nur deshalb befohlen worden sei, um zu sehen, wie wir uns verhalten würden, und ob wir noch insgeheim Waffen besäßen. Die Kanonade aber war für den neugewählten Direktor Ochs<sup>63</sup>, der eben angekommen war. So beruhigte man sich und ging zur Kirche. Kaum angekommen, donnerten die Kanonen von neuem und viele verließen die Kirche. Einige knieten aber nieder und beschworen Gott, er möge die Stadt vor Ärgerem verschonen. Nachmittags stellte man sechs Kanonen auf der Plattform auf, mit welchen nun während der Predigt Schuß um Schuß abgegeben wurde. Klirrend stürzten viele Fensterscheiben an den Boden. Du begreifst, welche entsetzliche Angst ich während der ganzen Predigt aushand. Endlich, endlich ging auch dieser schreckliche Tag zur Neige. Am Montag aber begann die Schießerei aufs neue, diesmal zur Ehre des Direktors. General Schauenburg und sein Stab begleitete ihn bis auf die Höhe des Staldens. Um neun Uhr rückten zu den drei schon vorhandenen Bataillonen weitere drei an. Zu den sechs einquartierten Soldaten erhielten wir acht weitere, mehr Teufel als Menschen. Ich war so aufgeregt ob all dieser Ereignisse, daß ich auch zu Gottliebs Frau flüchtete, wo ich die Nacht über verblieb. Ich hatte wohl daran getan, denn in der Nacht gab's einen fürchterlichen Krach. Gottlob sind die Teufel heute morgen weiter gezogen. Gott möge sich aller derer erbarmen, die das Unglück haben, Jäger aus der schwarzen Legion beherbergen zu müssen, die ja, wie man sagt, zum größten Teil aus Verbrechern und Galeerensträflingen besteht.

Ochs und La Harpe sind also auf Frankreichs Befehl zu Direktoren er-

---

<sup>63</sup> Peter Ochs von Basel, 1752—1821, vor der Revolution Oberzunftmeister, wurde am 19. Juni von Rapinat zusammen mit Dolder von Aarau an Stelle von Bay (Bern) und Pfyffer (Luzern) zum helvetischen Direktor ernannt.

nannt worden. Man sagt, daß Rapinat abgereist sei, und Rouhière<sup>64</sup> beginne etwas weniger grausam zu sein, so daß ich hoffe, die Kontributionssumme werde noch herabgesetzt werden. Auch meldet man, daß unsere Geiseln<sup>65</sup> bald zurückkehren werden.

Die vielen Sorgen und schrecklichen Ereignisse belasten die Gesundheit und das Gemüt Papas sehr, und ich bin nichts weniger als gesund. Ich kann nicht schlafen, ja oft ganze Nächte kein Auge schließen. Wenn das so weiter geht, dann ist es mit uns bald zu Ende und ich schätze die glücklich, die sterben können.

Die Arbeit, die Herr Simon vergibt, kann nur in der Stadt besorgt werden. Sie besteht darin, mit Seide den Namen der Firma auf Stoffstücke zu brodieren» ... (Leider bricht der Brief plötzlich ab; offenbar ist die eine Hälfte verloren gegangen.)

Die politische Situation war ziemlich verwirrt. Ende Juni hatte die Ratsherrin auf Gerüchte hin am Schlusse ihres Briefes noch behauptet, Rapinat sei abgereist. Das entsprach auch den Tatsachen, denn in Paris hatte man sein rücksichtsloses Vorgehen übel vermerkt. Jenner tat das übrige, um ihn in ein schlechtes Licht zu stellen. Nun aber meldet die Mutter Anfang Juli (im 12. Brief), daß diese Abberufung Rapinats offenbar nur ein Gerücht sei. Nicht wenig stolz ist die Mutter natürlich auf die Wirksamkeit ihres Sohnes in Paris. Denn er war wohl einer der einflußreichsten Schweizer der Revolutionszeit.

«Papa sendet Deinem Mann, meine geliebte Tochter, diese Bücher. Er glaubt, daß er sie gut gebrauchen könne.

Die Nachrichten, die ich Euch im letzten Brief gegeben habe, erweisen sich nicht alle als richtig. Rapinat und Schauenburg sind hier, und man beginnt zu glauben, daß man durch einen Wechsel nichts gewinnen würde, da der Stellvertreter nicht besser sei. Also muß man sich unterwerfen und nicht mehr hoffen, daß unser Los erleichtert werde. Gott allein kann es ändern. Die Menschen wollen unser Unglück, aber gegen Gottes Willen können sie nichts unternehmen.

In der Stadt wimmelt es mehr denn je von Truppen, und unglücklicherweise sind es meistens Soldaten von der schwarzen Legion. Ich habe sechs Jäger zu beherbergen, die frechtesten und merkwürdigsten der Welt. Seit dem Falle der Stadt habe ich nie solche gehabt. Meine Schwester haben sie durch einen Flintenschuß einschüchtern wollen, um von ihr Wein zu bekommen. Sie hat tapfer gegen diese Frechheit standgehalten, aber seither will sie sie weder sehen noch hören. Ich habe eine solche Angst, daß ich nicht aus dem Zimmer gehen darf, aber niemand ist da, der mir helfen

---

<sup>64</sup> Rouhière, einer der gierigsten Wüteriche der französischen Kommissärenclique.

<sup>65</sup> Seit dem 8. April weilten 12 angesehene Berner als Geiseln in Straßburg, um die Bezahlung der Kriegskontributionen zu beschleunigen.

könnte. Ich leide sehr, wenn ich an meine arme Schwester denke, die an meiner Stelle alles Unangenehme erlebt und alle Sorgen für mich trägt.

In diesem Moment schickt man mir die Copie eines französischen Zeitungsartikels, laut dem Talleyrand-Périgord zum bevollmächtigten Minister ernannt wurde, um mit der Schweiz einen Allianzvertrag zu schließen<sup>66</sup>. Champigni Aubin ist zum Gesandtschaftssekretär erhoben worden mit den Funktionen eines Geschäftsträgers und eines Regierungskommissärs bei den französischen Truppen in der Schweiz; ohne Zweifel wird er jetzt Rapinat ersetzen<sup>67</sup>.

Niemand spricht hier davon, die Stadt solle in Belagerungszustand versetzt werden. Es war vorher einmal die Rede davon, als der Handel mit dem Pulver sich ereignete. Seither hat niemand mehr ein Wort darüber verloren. Immerhin muß man ja auf alles gefaßt sein, und ich werde nicht eher ruhig sein, als bis wir sichere Nachrichten haben von Deinem Bruder und von dem Erfolge seiner Mission in Paris. Unser gänzlicher Ruin steht uns ja noch bevor, wenn nicht von Paris, so doch von Aarau<sup>68</sup>. Es bleibt uns nichts anderes mehr als der Glaube an Gottes Vorsorge und die Hoffnung, daß Gott sich unser erbarmen möge.

Der Vorschlag, Pensionäre aufzunehmen, gefiele mir nicht übel, wenn es nur die Umstände erlaubten. Denn niemand weiß gegenwärtig, was ihm an Hab und Gut noch bleiben wird, und was aus uns werden wird. Vielleicht werde ich es im «feuille d'avis» oder in andern Zeitungen bekannt machen.

Ich bin nicht erstaunt, daß Deine Schwägerin nicht bei Dir bleiben will. Sie ist nicht geschaffen für das Landleben. Denn sie kann nicht leben ohne Visiten. Ärgerlich ist mir, daß sie so viel Ausgaben gehabt hat mit der Zügleten. Eben kommt eine Schwadron Husaren an. Schon gestern sind einige wenige vorausgekommen. Was man mit diesen Truppen wieder will, weiß ich nicht. Man glaubt allgemein, es solle wieder eine Revue veranstaltet werden, denn es ist Schauenburgs Hauptbeschäftigung, solche Anlässe in Szene zu setzen. Vielleicht dienen diese Truppen auch nur dazu, um uns wegen der Contribution einzuschüchtern.

Carli ist fortgegangen. Ich weiß aber nicht, wo er ist. Er hat den Kopf ganz verloren und ich weiß weder, was er tut, noch was er sagt.

Lebe wohl, meine heißgeliebte Tochter. Wolle Gott, ich könne Dir am Dienstag die Nachrichten von heute bestätigen und Dir die Hoffnung einer Verbesserung meines Schicksals stärken.»

---

<sup>66</sup> Der Allianztraktat konnte erst am 19. August in einer beiden Teilen passenden Form abgeschlossen werden.

<sup>67</sup> Die Abberufung Rapinats scheint also nicht nur, wie zu Beginn des Briefes gemeldet, ein bloßes Gerücht gewesen zu sein, sondern wirklich in die Wege geleitet worden zu sein. Aber nach einigen Tagen konnten Rapinats mächtige Freunde in Paris diesen Schritt rückgängig machen.

<sup>68</sup> Das Direktorium in Aarau.

Daß die Gerüchtemacherei auch in der damaligen Zeit an der Tagesordnung war, beweist ein Brief der alten Ratsherrin vom Ende Juli. (13. Brief.) Sie warnt ihre Tochter davor, alles glauben zu wollen; man dürfe Nachrichten nur Gehör schenken, wenn sie von irgend einer Stelle bestätigt seien. Daneben macht sich ein merkwürdiges Auf und Nieder der Gefühle bemerkbar. Es ist ein Zeichen dafür, daß der Nervenkrieg schon damals die Leute erfaßte und quälte. Bald sieht sie mit bewunderungswürdigem Gottvertrauen in die Zukunft. Im nächsten Satze schon wünscht sie, bald sterben zu können. Immerhin überwiegt doch immer mehr die Stimmung der Hoffnung und des Vertrauens.

«Ich weiß nicht, meine liebe Tochter, warum Du an einen neuen Krieg glaubst. Wenn Du bestimmte Nachrichten davon hast, dann hast Du schon die Güte, mir diese mitzuteilen, damit ich einen Entschluß fassen kann, was zu tun sei. Man bietet so viele Gerüchte herum, daß man alles beweisen muß, was man weitergibt. Nur bestätigte Nachrichten darf man weiterleiten. Hoffen wir, daß derselbe Gott, der uns in den schrecklichsten Momenten, die wir hinter uns haben, unterstützte und half, uns nicht ganz verlassen und eines Tages dem Unglück ein Ende setzen wird. Unsere ärgsten Feinde sind die Herren in Aarau. Doch, meine liebe Tochter, wir wollen nicht zu viel schwarz sehen. Es gibt genug Unglück in der Gegenwart.

Die Pulveraffäre und der Haß der Aarauer ziehen uns neue Truppen zu. Zu den sechs, die wir jetzt beherbergen, kommen noch weitere sechs, wie man uns verkündet. Wo und wie soll ich diese letzteren unterbringen. Ich bin ganz unfähig, überhaupt noch zu denken und weiß kaum, wo der Kopf mir steht.

Das Unglück macht mich ganz gefühllos gegenüber Verwandten und Freunden, die ihre Angehörigen durch den Tod verlieren. Ich finde, es sind alle unglücklich daran, die jetzt noch leben müssen. Nimm Deinen Mut zusammen und laß Dir Deine Religion eine Hilfe sein. Denn Gott gibt uns nicht größere Lasten als wir sie tragen können. Ich versuche immer, mich aufrecht zu halten, obschon ich oft sehr schwarze Stunden habe und beinahe allen Mut verliere.

Lebe wohl, meine liebe Tochter. Ich hoffe, daß Ruedi, der heute zu Dir kommt, mir bald bessere Nachrichten Deines Zustandes zurückbringt.

Ich umarme Dich, meine liebe Tochter.»

Im nächsten Brief, vom 18. August (Nr. 14), beschreibt die Mutter ihrer Tochter die Eidesleistung auf die Republik. Daß Franzosen und Berner in ein einigermaßen ertragbares Verhältnis zueinander kamen, geht aus dem Brief ebenfalls hervor. Allerdings berichtet die Ratsherrin mit geheimer Freude davon, daß gegen die Franzosen etwas im Gange sei, und daß die Bündner in Verbindung mit dem Kaiser den Franzosen vielleicht eine Lektion erteilen könnten.

«Der gestrige<sup>69</sup> Tag war, meine liebe Tochter, sehr traurig und aufregend. Vom frühen Morgen an läuteten die Glocken und zeigten an, daß die Regierung nun zur Eidesleistung schreite.

Ihr folgten nicht nur alle Bürger und Einwohner sondern auch alle Bauern, die sich damals gerade in der Stadt befanden, um ihre Geschäfte zu erledigen. Sie waren kaum versammelt, um den feierlichen Akt zu begehnen, als sich plötzlich dichter Rauch über die Stadt ausbreitete und eine starke Feuersbrunst ankündigte. Sie war an der Schauplatzgasse ausgebrochen und hatte schon große Fortschritte gemacht. Denn einige dort wohnende Frauen, welche, um ihre Neugier zu befriedigen, der Zeremonie der Eidesleistung beiwohnen wollten, hatten vergessen, das Feuer gut auszulöschen. So meint man, der Brand rühre von einem «Glettöfeli» her, was man, ohne es erkalten zu lassen, auf den Estrich gebracht habe. Andere bestreiten dies und behaupten, es sei durch Unvorsichtigkeit eine Treppe in Brand geraten. Stelle dir den allgemeinen Schreck vor, als das Feuer ausbrach, während alle Männer sich zur Eidesleistung versammelt hatten. Zwar bemerkten sie dort, daß Feuer ausgebrochen sei, und alles rannte zur Brandstelle. Sogar alte Ratsherren trugen Wasser herzu, das von weither geholt werden mußte. Andere retteten Möbel aus den brennenden Häusern, auch Frauen halfen beim Wasserschöpfen, kurz alles war in der Stadt am Werk, um des Feuers Herr zu werden. Unser Brunnen lieferte fast der ganzen Gasse Wasser, da der Stadtbach wenig Wasser führte. Die Franzosen haben Wunder vollbracht und setzten sich ohne Zögern der Gefahr aus. So trugen sie nicht wenig dazu bei, die Stadt zu retten. Nach drei angstvollen Stunden endlich konnte das Feuer eingedämmt werden. Drei Häuser waren ganz niedergebrannt; ein viertes war sehr stark beschädigt worden. Gott sei Dank, daß daraus kein größeres Unglück entstand. General Schauenberg hatte Truppen vom Lager in die Stadt aufbieten lassen, um jeglichen Volksauflauf zu verhindern und Unruhen vorzubeugen. Gott sei Dank, daß der Tag noch ruhig zu Ende ging. Da die Zeremonie der Eidesleistung vormittags durch die Feuersbrunst gestört worden war, versammelte man sich neuerdings um 1 Uhr. Rapinat und Schauenburg erklärten sich jedoch für befriedigt, da sie den guten Willen, den geforderten Eid zu leisten, erkannt hatten. So wurden die versammelten Männer sofort wieder entlassen.

Ich schicke Dir hier ein Lied, welches eine Anzahl junger Mädchen gesungen hat. Sie waren weiß gekleidet und mit Bändern in den Farben der «Tricolore» geschmückt. Man versichert, daß man am Abend getanzt habe. Aber ich habe keine Einzelheiten vernommen, und so melde ich nichts von den allerhand Vergnügungen, die darauf folgten. Die ständige Angst macht mich ganz krank. Alle meine Glieder schmerzen mich. Wir erwarten Trup-

---

<sup>69</sup> Am 17. August 1798 fand «die große Eidesleistung auf die heilige Sache der versprochenen Freiheit und Gleichheit» statt, wie der Zeitgenosse Carl Ludwig Stettler bemerkt. Alle Aktivbürger wurden damals in die Register eingetragen.

pen, die durchmarschieren müssen. Vorgestern hatten wir sechs Mann zu beherbergen. Diese Einquartierungen kommen sehr teuer, denn die Soldaten bekommen nicht bestimmte Rationen, und man muß ihnen bei der Ankunft und der Abreise Wein geben. Gewöhnlich kommen sie ganz ausgehungert und verlangen dann noch frische Bettücher, die sie mitnehmen.

Der größte Teil der Truppen soll gegen Graubünden bestimmt sein, welches sich nicht mit der übrigen Schweiz verbinden wolle, da es unter Schutz des Kaisers stehe. Tiroler und Innerschweizer werden sich den Bündnern und dem Kaiser anschließen. Wer weiß, ob die Franzosen dort nicht eine Lektion erhalten werden. Wenigstens gehen sie nicht mit Freuden dorthin. Wir wollen unser Vertrauen in die Hände desjenigen setzen, der die Völkergeschicke regelt und für der Völker Wohlergehen sorgt. Er kann die Gefahr, die uns droht, abwenden. Er kann uns aber noch mehr züchtigen, wenn wir uns nicht bessern. Ich zittere beim alleinigen Gedanken eines Krieges; ich versuche, mich den Geboten Gottes zu unterwerfen, aber ich habe wenig Mut dazu, und meine Seele ist niedergeschlagen. Ich weiß, daß Papa das Zimmer nicht verläßt, und so bin ich gezwungen, in Bern zu bleiben, täglich neuen Schrecken ausgesetzt. Ich denke daran, daß ich all dem entkommen könnte, wenn nur Deine Brüder uns nicht hätten zwingen wollen, Bern für immer zu verlassen. Papa ist seit dieser Forderung so verbittert, daß er vom Plane, nach Limpach zu kommen, nichts mehr wissen will.»

Es war für die alte Frau ein Lichtblick, als ihr jüngerer Bruder, der allgewaltige Helfershelfer Napoleons auf dem italienischen Feldzuge, sie in Bern besuchte und ihr Hoffnung einflößte. Der Besuch dürfte in den ersten Tagen des Monats September stattgefunden haben.

«Ich habe das Vergnügen gehabt, meinen Bruder<sup>70</sup> und dessen Frau<sup>71</sup> bei mir zu haben. Er kam am Donnerstag um drei Uhr nachmittags. Sie haben den Abend mit uns verbracht. Ich habe alle meine Schwestern, Nichten und Neffen dazu eingeladen. Am Freitag waren sie bei meiner Schwester Zeerleder in der «Belle vue» und verbrachten den Abend in der Stadt bei ihr. Am Abend waren wir alle bei meiner Schwägerin<sup>72</sup>, am Sonntag bei meinem Neffen Haller<sup>73</sup>. Gestern Montag sind sie über Aarau nach Paris abgereist. Mein Bruder hofft, dort nur fünf Tage bleiben zu müssen, wenigstens nur solange, als ihn Geschäfte aufhalten werden. Dann wird er eilends nach Mai-

---

<sup>70</sup> Rudolf Emanuel von Haller, Sohn Albrechts aus der dritten Ehe mit Amalia Teichmeyer, 1747—1833; Banquier und Schatzmeister Napoleons auf dem italienischen Feldzug.

<sup>71</sup> Seine Frau in zweiter Ehe war eine Elisabeth Sophie Burdel aus Lyon, die er zu Beginn des Jahres 1797 heiratete.

<sup>72</sup> Margaretha Melissa von Haller, geb. Schultheß von Zürich, Gemahlin von Gottlieb Emanuel von Haller, 1735—1786, Landvogt zu Nyon. Er war der einzige Sohn Hallers aus der ersten Ehe mit Marianne Wyß.

<sup>73</sup> Wahrscheinlich der obigen Sohn, Albr. Emanuel v. Haller, 1764—1831, Appellationsrichter und Ratsherr.

land<sup>74</sup> zurückkehren. Mein Bruder hat uns sehr viel Liebe erwiesen und schien sich sehr um unser Unglück zu bekümmern.

Er versprach uns seine Hilfe, wenn sie nötig wäre, und bat uns, sich nicht durch die üblen Umstände entmutigen zu lassen und immer auf neue, bessere Tage zu hoffen. Seine Frau ist über jedes Lob erhaben: schön, freundlich, liebevoll und ohne Vorurteil gegen irgend jemand. Sie hat sehr viel Schreckliches erlebt seit sie mit ihrem ersten Gatten aus Lyon fliehen mußte. Mit einem Kinde, das sie in Lyons Schreckenstagen zur Welt gebracht hatte, lebte sie zwei Monate versteckt in einer elenden Hütte und nährte sich von nichts anderem als von elendem Brot und Kartoffelabfällen. Für ihr Kind kaufte sie, wenn sie Geld hatte, etwas Suppe; für 6 Franken bekam sie ein Pfund Butter, für 2 Franken ein Pfund Fleisch. Dann lernte sie meinen Bruder kennen und so hat dieser sie retten können. Er brachte sie beide nach Nizza, wo sie von seiner Unterstützung lebten. Der Gatte starb dann zwei Jahre nach dieser Bekanntschaft und mein Bruder hat schließlich die arme Witwe geheiratet. Jetzt hat er von ihr ein kleines 10 Monate altes Mädchen, das seine größte Wonne ist.

Mein Bruder hat mir 3 «Louis» für Marianne und 2 für Cecile gegeben. Ich möchte sie ihnen selbst bringen, und da mir mein Neffe Haller das Fuhrwerk gibt, kommt vielleicht Papa mit mir. Kannst Du uns aufnehmen oder erwartest Du schon jemand anderes? Ich erwarte also Deine Antwort, bevor ich den Tag festsetze.

Adieu, meine liebe Tochter.»

Der letzte der vorhandenen Briefe — sicher hat die Mutter noch öfters an die Tochter geschrieben, aber die Briefe sind nicht aufbewahrt worden — gibt noch einmal Ausdruck von der im großen und ganzen doch recht niedergeschlagenen Stimmung der alten Ratsherrin. Die Hoffnungsschimmer, die in den vorhergehenden Briefen etwa mal aufleuchteten, sind ganz verschwunden. Alles ist wieder grau in grau gemalt.

«Ich hoffe, meine liebe Tochter, von Dir heute einen Brief zu erhalten, in dem Du mir die Rückkehr Deines Gatten ankündigst. Ich bin so niedergeschlagen, daß ich nicht weiß, ob ich mich entschließen kann, Dir nun endlich eine Visite zu machen. Papa will mich nicht gern allein fortgehen lassen, manchmal wiederum hat er Lust mitzukommen, will aber dann nur 2—3 Tage bleiben. Es wäre aber kaum der Mühe wert, sich für die kurze Zeit in so große Kosten zu stürzen. Denn wie unsere Lage jetzt ist, so tut strenge Sparsamkeit uns sehr not. Man muß hohe Steuern bezahlen, und niemand weiß, ob uns die Franzosen nicht unter verschiedenen Vorwänden noch einmal eine hohe Contribution auferlegen. Ich sehe, meine Tochter, ein Unglück ohne Ende und die Ängste, die ich ausstehe, schaden meiner Gesund-

---

<sup>74</sup> Nach 1797 war Haller eine Zeitlang Minister der cisalpinischen Republik.



heit und meinem Gemüt. Papa ist gefallen und «magert sehr schnell ab». Mit jedem Tag wird er verärgerter, langweilt sich den ganzen Tag. Er hat sich einfach noch nicht in die neue politische Situation eingefunden. Kurz und gut, mein Leben ist nichts weniger als angenehm. Und meine Sorgen werden noch vermehrt dadurch, daß allem Anschein nach Gottlieb nicht zurückkommt, und seine Frau zu ihm nach Paris reisen wird. Wie soll ich das Deinem Vater mitteilen, der mit Carli immer weniger verkehren mag? Mein Bruder Manli<sup>75</sup> ist krank in Basel, so daß er nicht nach Paris gehen kann, ohne daß er genau weiß, ob seine Reise von Erfolg gekrönt sein wird.

Meine Schwester<sup>76</sup> hat Nachrichten von Paris geschickt. Mein Bruder<sup>75</sup> hat für sie und die Kinder Baggesen ein Stück Land in der Nähe von Modena gekauft<sup>77</sup>. Vielleicht wird sie sich dorthin zurückziehen und nicht nach Kopenhagen gehen. Ich denke, auch Baggesen werde sich ihr anschließen.

Von neuem wimmelt alles in der Stadt von Truppen. Gestern kam ein ganzes Dragonerregiment an. Ich weiß nicht, wohin diese Truppen weiterziehen. Wir haben vier ziemlich ruhige Soldaten erhalten. Unangenehm an ihnen ist einzig der Umstand, daß der eine sehr schlecht Flöte spielt und der andere den ganzen Tag gröhlt.»

---

<sup>75</sup> Emanuel, der im vorhergehenden Brief erwähnt ist.

<sup>76</sup> Frau Amalia Haller-von Haller.

<sup>77</sup> Es war ein Landsitz in Frasionalga in der Nähe von Mendrisio. Baggesen verreiste dann im September nach Kopenhagen. Die Bezeichnung Modena ist natürlich falsch.

## Verwandtschaftstafel der Familie Haller-Jenner.

Albrecht von Haller, 1708—1777

1. Ehe: **Marianne Wyß** von Mathod, 1711—1736.

3. Ehe: **Amalia Sophia** Teichmeyer, 1721—1795.

Sohn 1. Ehe:

{ Gottlieb Emanuel von Haller  
1735—86, Landvogt zu Nyon.  
Margaretha Melissa Schultheß  
aus Zürich, 1734—1810.

Von den Kindern erwähnt:

{ Karl Ludwig v. Haller,  
1768—1854, der sog. „Restaurator“  
1) Katharina von Wattenwyl,  
1780—1848.

{ Anna Margaretha v. Haller  
1762—1826.  
2) Gottlieb May, 1758-1829, Oberamt-  
mann zu Interlaken und Frutigen.

{ Albrecht Emanuel v. Haller  
1764—1831, des großen Rates  
3) 1795, Appellationsrichter und  
Rathsherr  
Elisabeth Haller, 1770—1831.

Tochter 1. Ehe:

{ Marianne von Haller, 1732-1811  
Franz Ludwig von Jenner,  
1725—1804, Rathsherr, Venner,  
Landvogt zu Nidau

Von den Kindern erwähnt:

{ Gottlieb Abraham von Jenner,  
1765—1834, helvetischer Minister,  
1) Rathsherr und Oberamtman von  
Pruntrut  
Margaretha von Jenner, 1765-1835

{ Carl von Jenner, 1760—1822,  
Ohngeldner.  
2) Julie von Ernst, 1765—1852.

{ Marianne, 1754—1828  
Johannes v. Jenner, 1735-1787,  
3) Salzassaverwalter und Guts-  
besitzer zu Ins.

Von deren Kindern erwähnt:

1) Rudolf, 1776—1813, Schallen-  
hausverwalter

{ Julie, 1786—1830  
2) Emanuel Gruner, 1783—1863,  
Oberstlt., des großen Rates, Guts-  
besitzer zu Worblaufen.

3) Sophie, Cécile, Marianne, ledig.

Söhne 3. Ehe:

{ Emanuel v. Haller, 1747—1831,  
1) Banquier  
Elisabeth Sophie Burdel

{ Albrecht von Haller, 1758 bis  
1823, Rathsherr und Oberamtman  
zu Interlaken.  
2) Kath. Elisabeth Fischer von  
Reichenbach, verwitwete Gruner  
von Worblaufen, 1764—1841.

Töchter 3. Ehe:

{ Albertine Charlotte v. Haller  
1744—1831  
1) Beat Ludwig Braun, 1718—92,  
Oberst

{ Sophie Charlotte v. Haller,  
1748—1805  
2) Ludwig Zeerleder, Banquier,  
1727—1792.

Von deren Kindern erwähnt:

1) Ludwig Zeerleder, 1772—1840,  
Rathsherr

2) Albrecht Zeerleder, 1775—1825,  
Scharfschützenleutnant 1798.

{ Albertine Zeerleder, 1789—1869  
3) Ludwig Fellenberg, Oberst,  
1782—1841.

{ Charlotte Zeerleder, 1775—1832  
4) Ludwig Fischer, Rathsherr u. Ober-  
amtman zu Delsberg, 1772-1859.

5) Bernhard Zeerleder, 1788—1862,  
Historiker.

{ Amalia von Haller, 1742-1825  
3) Samuel Haller, 1721—94, Ober-  
vogt zu Biberstein und Landvogt  
zu Schenkenberg.

Von deren 8 Kindern erwähnt:

{ Sophie Haller, vermählt mit Jens  
Baggesen, Dichter, aus Dänemark.

**Verwandte der Marianne Wyß,  
der Mutter von Marianne Jenner - von Haller.**

Marianne Wyß hatte folgende Schwestern, von denen und deren Nachkommen die Rede ist:

- 1) { Rosina Wyß 1717—89  
      { Samuel Gruner, 1715—1797, Landvogt zu Zofingen und Salzdirektor.
- erwähnt die { Samuel Gruner, 1760 — 88, Gutsbesitzer zu Worblaufen,  
Witwe des Sohnes { Hauptmann  
                          { Kath. Elisabeth Fischer 1764—1841, heiratete in 2. Ehe  
                          { Albrecht von Haller, Stiefbruder der Marianne Jenner-Haller.
- 2) { Catharina Wyß, 1718—1809  
      { in 1. Ehe mit Samuel Müller verheiratet (1714—40)
- erwähnt dessen Sohn Samuel Albrecht Müller, Landvogt zu Aarwangen 1792 — 98.
- in 2. Ehe mit Hieronymus Thormann verheiratet (1717 — 65),  
Herr zu Method
- dessen Söhne Carl und Gottlieb finden in den Briefen Erwähnung.

**Verwandte des Rats Herrn Franz Ludwig von Jenner.**

Der erwähnte Vetter Karl Ludwig von Jenner 1748 — 1816, Landvogt in Köniz 1797, war der Sohn des Bruders des Rats Herrn. Er hatte die verwaisten Mädchen seiner Nichte zu sich genommen, da er selbst nur eine Tochter besaß. Der erste Gatte der Briefempfängerin Marianne von Jenner, Johannes von Jenner, gehörte einer andern Linie des weitverbreiteten Geschlechtes an.